



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin ; Hannover, 1950

Scheffler, Karl Wie Johann ein Stubenmaler wurde

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93965](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93965)

Seine Gesundheit habe doch nicht gelitten? — Der Zimmermeister konnte nichts sagen, als daß Nettenmair mehr getan habe, als ein Mensch im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu tun imstande sei.

Wohl eine halbe Stunde hatte Apollonius gelegen. Ehe er sich gelegt, hatte er noch gesorgt, daß die Laternen vorsichtig ausgelöscht wurden. Er hatte die Ausfahrttür geschlossen und die Spritze in die Türmerstube bringen lassen, damit der Frost ihr keinen Schaden tun konnte. Er vermochte kaum mehr zu stehen. Der Geselle hatte unterdes frische Kleider geholt. Später auf dem Wege begann eine große Not für Apollonius. Er wurde von Arm in Arm gerissen; selbst angesehene Frauen umfaßten und küßten ihn. Seine Hände wurden so gedrückt und geschüttelt, daß er sie drei Tage lang nicht mehr fühlte. Er verlor seine natürliche edle Haltung nicht. Wer ihn nicht schon kannte, verwunderte sich; man hatte sich ihn anders gedacht, braun, keckäugig, verwegen, übersprudelnd von Kraftgefühl, wohl sogar wild. Aber man gestand sich, sein Ansehen widersprach dennoch nicht seiner Tat. Das mädchenhafte Erröten einer so hohen männlichen Gestalt hatte seinen eigenen Reiz, und die verlegene Bescheidenheit des ehrlichen Gesichts, die nicht zu wissen schien, was er getan, gewann alle Herzen; die milde Besonnenheit und einfache Ruhe stellte die Tat nur in ein schöneres Licht; man sah, Eitelkeit und Ehrbegierde hatten keinen Teil daran gehabt.

Otto Ludwig

Wie Johann ein Stubenmaler wurde

Wenn von Johannes' Berufswahl die Rede war, galt es als ausgemacht, daß er Maler würde. Diese Entscheidung war getroffen, weil im Handwerk doch die Gewohnheit herrschte, das Geschäft des Vaters auf einen Sohn zu vererben, weil Johann nicht widersprach und weil angenommen wurde, er hätte ein gewisses Talent zum Zeichnen. Mit diesem Talent war es nun freilich nicht weit her. Er zeichnete in der Schule allerdings gern nach den dort vorhandenen Vorlagen, von einer besonderen Begabung aber war keine Rede, und vom Zeichenlehrer ist auch nie davon gesprochen worden. Talent wurde genannt, daß Johann nicht ganz so gleichgültig zeichnete wie die meisten anderen Knaben. Es kam vor, daß er einen auf der Vorlage bewunderungswürdig — wie ihm schien — gezeichneten Baum mit der größten Sorgfalt kopierte, daß er in der geduldigsten Weise an den Laubmassen kritzelte, für die Behandlung des Stammes sogar ein gewisses Verständnis aufbrachte und vom Zeichenlehrer und zu Hause dann gelobt wurde. Begabung aber war das nicht. Denn es war dem Knaben unmöglich, aus dem Kopf oder nach der Natur zu zeichnen, er fühlte auch kaum das Bedürfnis, es zu tun.

Es kam hinzu, daß ihm eines Tages einige Schriftvorlagen in die Hand gefallen waren, die der Vater für seine Schildermalereien benutzte. Es waren alte Frakturschriften, und die kühnen, weichen Schnörkel der großen Buchstaben gefielen dem Knaben so gut, daß er die Lettern nachzuzeichnen und sich einzuprägen begann. Er begann, seinen Namen auf Schreibhefte und Löschblätter zu zeichnen, und er kam bei den Mitschülern schnell in den Ruf, ein großer Schriftzeichner zu sein. Diese Neigung wurde im Elternhaus bemerkt und verstärkte den Ruf. Zum Widerspruch lag ein Anlaß nicht vor. Eine bestimmte Neigung für irgendeinen Beruf hatte er nicht, aller Berufsentscheidung stand er gleichgültig gegenüber, denn er kannte sich selbst noch in keiner Weise. Die Wichtigkeit der Berufswahl sah er nicht ein, wurde auch von seiner Umgebung nicht auf den Gedanken gebracht, daß eine der folgenreichsten Entscheidungen zu treffen sei. Der Fehler bestand darin, daß die Entscheidung zu früh gefällt wurde und den kleinbürgerlichen Gewohnheiten nach gefällt werden mußte. Geistige Anlagen entwickeln sich oft spät. Bei Johann haben sie sich erst einige Jahre später unzweideutig angekündigt. Ihm selbst war seine Bestimmung beim Verlassen der Schule noch ganz unklar. Er hatte den Vater vor Augen und mit ihm das Bild eines Zwiespaltes von Pflicht und Neigung; er glaubte, so sei es überhaupt im Leben, der Beruf sei eine Sache für sich und das Lebensgefühl eine andere. Daß beides zusammenfließen und die Tage mit Arbeitsleidenschaft ausfüllen könne, davon wußte er nichts und konnte er nichts wissen. Es war in ihm ein unklares Sehnen und Wünschen, eine gegenstandslose Begeisterungsfähigkeit, aber kein bestimmter Wille. Der Vater hatte sein Programm bereits fertig. „Du lernst nun“, sagte er, „vier Jahre bei Onkel Jochen. Dann gehst du auf die Wanderschaft. Nach einigen Jahren heiratest du irgendwo die Tochter deines Meisters, übernimmst dessen Geschäft, und ich komme dann zu dir, um dir zu helfen.“ Johann sagte zu alledem treuherzig: „Ja“. Der Vater glaubte fest an die Möglichkeit einer Verwirklichung dieses Planes, und er ist später bitter enttäuscht gewesen, als es so ganz anders kam.

Als Johann am ersten Morgen wegging, um die Werkstatt von Onkel Jochen aufzusuchen, von Vater und Mutter zärtlich betreut, im funkelneuen Arbeitsanzug, war ihm wunderbar zumute. Er war gerührt mit tausend guten Ermahnungen entlassen worden, ihm war bänglich und beklommen zumute; das neue Zeug stand brettsteif um den Körper, die harte Leinwand scheuerte am Hals und roch so eigentümlich, daß sich ihm das neue Leben, das zu beginnen er im Begriff war, mit diesem Geruch zu einer Vorstellung verband. Doch hätte der Abschied von zu Hause gar nicht so feierlich zu sein brauchen, denn nach zwei Stunden war Johann schon wieder da.

Onkel Jochen zeigte sich gleich am ersten Tag als ein Mann, der sich in die Situation eines anderen nicht hineinfühlen konnte. Als der neue Lehrling ankam, wurde er von dem Onkel und der Tante freundlich empfangen und eine Stunde lang in die Wohnstube gesetzt, bis der Meister in der Werkstatt mit seinen Gehilfen fertig war. Dann holte der Onkel ein Papier hervor und beauftragte Johann, damit stracks zum Vater zurückzugehen und dessen Unterschrift zu fordern. Das hätte nun sehr wohl Zeit bis zum nächsten Tag gehabt, und abends sollte der Lehrling ja zum Schlafen wieder heimgehen. Onkel Jochen hatte es sich aber aus irgendwelchen Gründen anders ausgedacht, und so stand Johann denn um acht Uhr früh wieder vor dem Vater. Auf den neuen Lehrling machte dieses nutzlose Hin und Her gleich am ersten Morgen einen ernüchternden Eindruck. Um so mehr, als der Weg wohl dreiviertel Stunden betrug und nun schon dreimal hatte zu Fuß zurückgelegt werden müssen. Als er dann beim Meister wieder ankam, war dieser bereits weggegangen; die Tante gab Johann Frühstück und brachte ihn in die Werkstatt zu dem Vorarbeiter, dem sogenannten Werkstattpolier, der wegen seiner Grobheit berüchtigt war, von dem allerhand Schlimmes erzählt wurde, der Johann für dieses Mal aber freundlich, mit einer süßlichen Untertänigkeit der Meisterin gegenüber empfing und dem neuen Lehrling eine Arbeit zuteilte. Johann erledigte seine Arbeit schnell und gut, da er vom Vater gründlich vorgebildet war, und erregte damit das Erstaunen und den Beifall des neuen Vorgesetzten. Es war ungefähr so wie am ersten Schultag. Nie ist er stärker gelobt worden, als für diese erste Arbeit, die darin bestand, Blumenkübel zu streichen. Da der Polier ein Trinker war und eben gefrühstückt hatte, geriet er ein wenig ins Faseln, setzte auseinander, was alles nötig sei, um ein guter Maler zu werden, und schloß mit diesen Worten: „Vor allem mußt du drei Dinge haben: Kopf, Genie und Ellbogenkraft.“ Und Johann sagte zu alledem verehrungsvoll: „Ja.“ In den Morgenstunden ging es sonst in der Werkstatt lebhaft wie in einem Bienenstock zu. Die Lehrlinge standen an den Reibesteinen, um die feinen Farben zu reiben, Cochenillerot, Zinnober, Preußisch-Blau, Chromgelb und Kremserweiß. Die Farben wurden mit Öl angemacht, mit der glatten Seite des Reibsteines bearbeitet, bis alles Körnige verschwunden war. Am schlimmsten war es mit dem Kienruß. Das leichte schwarze Pulver stäubte und wollte sich mit dem Firnis nicht mischen lassen. Diese Arbeit wurde von den älteren Lehrlingen schadenfroh gern den jüngsten zugeschoben. Der Neuling verbreitete dann eine fürchterliche Schweinerei um sich, und um seinen Arbeitsanzug war es dann für dieses Mal geschehen. Eine unangenehme Arbeit war das Durchsieben alter Farbenreste. Die Reste wurden zusammengegossen, die hellen Farben besonders für

sich und die dunkeln; die dicken häutigen Massen wurden dann durch feine Drahtsiebe getrieben, und die so gewonnenen hellen und dunklen Farben wurden zum Grundieren beim Anstrich der Fassaden verwendet. Diese Arbeit hat Johann viele Stunden und Tage tun müssen. Wenn er von den Danaiden hört, so fällt ihm unwillkürlich seine sehr unklassische Tätigkeit am Farbensieb ein.

Eine erfreulichere Beschäftigung war das Einfüllen von Farbe, Öl, Lack und Terpentin in Eimer, Töpfe, Flaschen und Blechkannen, das Abwiegen auf der Dezimalwaage und das Anschreiben im Werkstattbuch. Doch mußte man schon zwei Jahre gelernt haben, bevor man zu dieser verantwortungsvolleren Tätigkeit zugelassen wurde. Es war eine krämerartige Beschäftigung, und man kam sich dabei schon wichtiger vor. Diese Tätigkeit war um so unterhaltender, als mit der Werkstatt Lagerräume verbunden waren, in denen es ganz heimelig und romantisch zu arbeiten war. Da war ein Schuppen, in dem der Leim lagert, das isländische Moos, die Seife und die Holzspäne, die auf frisch gestrichene Fußböden gelegt werden. Johann mußte über Tonnen hinwegklettern, in halbdunklen Winkeln auf Regalen herumkramen, und da konnte er dann, wenn er recht zögerte, zehn Minuten allein sein, was immer köstlich war. Es roch streng und gut, und man konnte sich allerhand denken. Der Knabe kannte die Gerüche zwar schon aus der Werkstatt des Vaters, aber hier war doch alles in viel größeren Mengen vorhanden. In einem anderen Schuppen standen riesige Kreidefässer. Und da waren auch die Gerüstbretter, die Böcke und kurzen Leitern aufgestapelt. Wenn Johann dort arbeitete, gingen oben auf dem Holzfußboden unaufhörlich Füße hin und her. Dort war der Raum, wo die Möbel gestrichen, gemasert und lackiert wurden.

Nach der Werkstattarbeit kam der Gang zur Arbeitsstelle. Ehemalige Mitschüler und Spielkameraden kamen vorüber. Sie waren im Kontor tätig oder als Schreiber bei Rechtsanwälten angestellt, waren sauber gekleidet und sahen etwas verlegen auf Johann in seinem beklecksten Anzug. Es brach die Zeit schon an, wo das Arbeitskleid des Handwerkers in Verruf kam. Jeder wollte herrenmäßig aussehen, mit weißem Kragen, reinen Manschetten und blanken Stiefeln. Es kam jene Gesinnung auf, die sich in der Äußerung eines Dienstmädchens aussprach, das Johann einst in einem Laden im Gespräch mit dem Krämer traf. Dieser fragte, ob es wahr sei, daß sie sich verlobt hätte, und was ihr Verlobter sei. Sie antwortete: Ja, es sei schon richtig; ihr Bräutigam sei aber nicht so ein gewöhnlicher Handwerker, sondern er sei Schutzmann, also ein Beamter!

Auf der Arbeitsstelle wurde er schon mit Ungeduld erwartet, denn es war bald Frühstückszeit, und er sollte für die Gehilfen einholen. Am liebsten saßen diese in dem Raum des Hauses oder des Neubaues,



Holzchnitt aus dem „Heiligenleben“ des Nürnberger Verlegers Koberger (1488):

St. Lukas, der Heilige der Malergilde, mit einem Farben reibenden Lehrbuben

der am meisten Rückendeckung bot. Die mit Gerüsten eng verstellten Räume waren ihnen die liebsten. Dort saßen sie zwischen den Gestellen und Leitern, unter Gerüstbrettern, die den Raum so niedrig machten, daß man kaum aufrecht gehen konnte, wie in einer grotesken Landschaft. Einer hatte junge Rettiche mitgebracht; das führte dann zu einer lebhaften Unterhaltung über Gemüsebau und Laubland. Ein Junggeselle hatte eine Dose Hummerkonserven vor sich. Das gab Anlaß, wichtig und breit über die Zubereitung, über den Fang und über die Lebensgewohnheiten des Hummers zu sprechen, wobei alles von ungefähr Gelesene eingeflochten wurde. Dann las jemand eine Zeitungsnotiz vor und entfesselte damit ein politisches Gespräch. Und das sprang dann willkürlich hierhin und dorthin, weil jeder wie ein Kind ausplauderte, was er besonders auf dem Herzen hatte. Johann liebte diese Frühstückspause sehr. Alles, was die Gehilfen sagten, dachten und empfanden, war dem Knaben neu und lehrreich, alles war menschlich anregend. Das ganze Dasein dieser Menschen, die ihr Leben lang Gehilfen bleiben, sich mit ihrem dienenden Schicksal abgefunden und ihre Welt so reich, so behaglich und sicher wie möglich ausgebaut hatten, zog am unerfahrenen Auge vorüber. Es war Johann, als erlebte er, was ihn sonst in den Büchern so stark fesselte, als gebe das Leben ihm eine Extravorstellung; er fühlte sich in diesem Kreis heimisch, weil jede Regung, die schöne und häßliche, die gute und schlimme, unbefangenen zutage trat. Die Zeit von der Frühstückspause bis zum Mittag war

die längste, in ihr wurde am meisten geschafft. Johann wurde nach dem Frühstück einem bestimmten Gehilfen zugeteilt, und es kam auf diesen an, ob er klar und gewissenhaft die nötigen Arbeitsanweisungen gab, oder ob er den Lehrling mürrisch behandelte und als Last empfand. Es war gewissermaßen gegen den Kommt, sich viel mit den Lehrlingen abzugeben. Anders war es, wenn der Lehrling mit einem Gehilfen allein arbeitete, auf dem Gerüst, unter der Decke, beim Ölen der Fußböden oder im Garten irgendwo beim Streichen des Zaunes. Dann wurden die Gehilfen vertraulicher, sprachen mit den Jüngeren wie mit Erwachsenen und gaben Ratschläge für Gegenwart und Zukunft. Eine Verpflichtung bestand aber nicht für die Gehilfen, Lehrlingen Lehrer zu sein. Alles wurde wie in Bruchstücken beim Arbeiten selbst gelernt, und es blieb dem Lernenden überlassen, die Teile in einen lebendigen Zusammenhang zu bringen. Eine Arbeit, die immer wiederkehrte, bestand darin, daß eines jener Einfamilienhäuser, die in einem Garten lagen und für den Vorort typisch waren, neu hergerichtet werden sollte. Das erste Geschäft war, in den Zimmern und Sälen Gerüste zu bauen. Diese Tätigkeit war unterhaltend. Sich auf dem Gerüst ungezwungen zu bewegen, dazu gehörte Übung und eine gewisse Seiltänzergeschicklichkeit, vor allem, wenn nur wenige Bretter vorhanden waren und wenn es in einem Treppenhaus aufgestellt war, wo man eine große Tiefe unter sich hatte.

War das Gerüst gelegt, so wurde der Plafond von der alten Leimfarbenschicht gereinigt. Das war schmutzige Arbeit. Mit großen Borstenpinseln wurde die alte Farbe aufgeweicht, dann wurde sie mit Metallspateln abgekratzt und endlich abgewaschen. Darauf wurden die Risse und Löcher gegipst, und es wurde die Decke mit einer dünnen Seifenlösung überzogen. Während sie trocknete, wurden die Farben für den neuen Anstrich bereitet. Kreide wurde eingeweicht, wobei die Knoten und Klöße, die sich bildeten, mit der Hand zerdrückt und verrührt wurden. Dann wurden die Mischfarben zugesetzt. Die Farben wurden in drei oder vier Tönen vom Hellen zum Dunklen abgetönt, der Spiegel der Decke wurde am hellsten, das Wandgesims am dunkelsten gestrichen, alle Töne aber mußten sich nach den Farben der Tapete richten. Darum mußte immer eine Tapetenprobe mit einem Nagel unter dem Wandgesims befestigt sein. Endlich wurde der Leim den Farben zugesetzt. Dann war alles zum Streichen bereit. Das war eine ernste Sache. Zwei oder gar drei Gehilfen standen nebeneinander, die Breite des Plafonds beherrschend, und bedeckten mit großen Streichbürsten schnell und gleichmäßig die Fläche. Die Farbe durfte beim Streichen nicht trocken werden, weil sonst häßliche Ansätze entstehen. Nachher war die Spannung groß, ob die Fläche schön ebenmäßig und ohne Flecken

auftrocknen würde. Nachher kam die feinere Arbeit. Es wurden die Linien abgeschnürt, zwischen denen die Farbbänder laufen sollten. Einen Strich zu ziehen, ihn so zu ziehen, daß man den Ansatz nicht sah, daß kein Knoten entstand, das war eine Kunst, zu der Johann so bald nicht zugelassen wurde. Wer gute Striche ziehen konnte, breite und dünne, war ein guter Gehilfe. Als einst ein „Künstler“ auftauchte und seine Probearbeit lieferte — eine Landschaft mit kleinen Engeln darin —, wurde sein Arbeitsstand lebhaft umschwärmt; und als er seine Fähigkeiten bewiesen hatte, so daß selbst die Skeptischen nichts dagegen sagen konnten, faßten sie ihr Urteil in diesen Worten zusammen: „Na ja, malen kann er ja; die Frage ist aber, ob er auch einen Strich ziehen kann.“

Der Körper mußte für die Arbeit auf dem Gerüst und unter der Decke trainiert werden. Es dauerte seine Zeit, bis man ohne Schmerzen und steifen Nacken während des ganzen Tages auf der Rüstung stehen und an der Decke mit erhobenen Armen arbeiten konnte. Zuerst durfte Johann nur die Schablonen mit anfassen, wenn die Decke mit Ornamenten verziert wurde, dann aber gab man ihm einen kleinen Pinsel und einen Malstock, einen richtigen Malstock mit einem Zeugbausch an der Spitze in die Hand und zeigte ihm, wie er die „Halter“ der Schablonen zumalen müsse. Das war eine stolze Arbeit. Häufiger freilich mußte er die Fenster streichen. Das war eine verwickelte Sache, denn da gibt es so viele Ecken, Falze und Leisten, und man kann so leicht etwas vergessen. Schwierig war es auch, die Sprossen beim Streichen sauber zu „beschneiden“, das heißt den Pinsel so zu führen, daß das Holz überall mit Farbe bedeckt ist, das Glas aber sauber bleibt. Darauf wurde viel Wert gelegt, und Johann erwarb darin eine schöne Fertigkeit.

Zuweilen wurde Johann ein Neubau als Arbeitsplatz angewiesen, dergestalt, daß er der erste war, der mit einem Gehilfen zusammen den Bau betrat, und daß er am letzten Tage dann, nach Monaten, allein mit dem Vorarbeiter die Fußböden und Treppen lackierte, daß sich beide gewissermaßen über den Vorplatz hinweg aus dem fertigen Hause selbst hinauslackierten, zuschlossen und weggingen. So kam es, daß er die Malerarbeiten in ihrer Folge kennenlernte und auch sonst einen Blick auf die Tätigkeiten der anderen Handwerker werfen konnte.

Und es war etwas Wunderbares, immer von einer Arbeit umgeben zu sein, die zu einem Ganzen führte. Nicht, daß Johann dieses Ganze damals in allen seinen Teilen schon begriffen hätte; aber er empfand seine Gegenwart und erlebte es als Stimmung. Der Bau wurde ihm lebendig, er erschien ihm mit allen seinen Gesichtern, Geräuschen und Gerüchen wie eine kleine Welt. Der Eindruck ist so stark

gewesen, daß heute jedesmal ein Stück Jugend zum Greifen nahe vor ihm steht, wenn er irgendwo an einem Neubau vorübergeht und der feuchte Kalkgeruch ihm entgegenschlägt. Wie von selbst kommen dann die Erinnerungen. Er steht auf schwankenden Gerüstbrettern, sieht durch leere Fensterhöhlen auf sonnige grüne Gärten hinab, atmet den Leimgeruch der feuchten Farbe ein und sieht versonnen auf eine Meise, die sich auf dem Fenstersims niedergelassen hat und ins Zimmer äugt. Überall im Bau sind Stimmen, überall wird geklopft und gekratzt. Im Treppenhaus singen die Maler zweistimmig, und von weither dringt durch alle Geräusche mit hellem Ping-ping jener Ton, der entsteht, wenn der Töpfer die Ränder der Kacheln beklopft. Der Bau ist wie ein Lebewesen, der im Verlauf der stetigen Tagesarbeit Zelle auf Zelle ansetzt und seiner endgültigen Form still entgegenwächst. Es steht dabei eigentlich nicht in Frage, ob die geleistete Arbeit immer gut ist, ob der Geschmack, der regiert, schlechter oder besser ist; wichtig ist, daß die Arbeit unaufhaltsam getan wird, daß jeder sie einem andern aus der Hand nimmt und in die Hand gibt, daß die Gestalten der Handwerker da sind, mit ihrem Handwerkszeug klappernd, singend, pfeifend, redend, zankend, scherzend, alle in dem ihnen eigentümlichen Arbeitskleid, und jeder mit dem Gesicht und den Gesten seiner Tätigkeit.

So verschieden die Handwerker aber auch unter sich sind, sie sind doch alle von derselben Art. Sie schlossen sich damals zum Teil streng gegeneinander ab; selten frühstückten die Vertreter der verschiedenen Berufe miteinander. Es gab genug Streit und spöttische Nachrede, und in den Begegnungen auf dem Bau war häufig ein Mißtrauen, das nicht der Person, sondern dem Berufsgeiste galt. Dennoch waren alle Handwerker auch wieder ein einziger großer Stand. Jeder Beruf verlieh der Arbeits- und Lebensweise eine besondere Farbe, alle Farben zusammen aber ergaben eine Harmonie, ihnen allen war ein Grundton gemeinsam. Dieses Gemeinsame besteht darin, daß jedes Handwerk sozial genau in einer Mitte steht. Im Handwerk ist der goldene Zirkel von Tun und Denken geschlossen. Er erlaubt jedem seine Arbeit zu machen und heraufzusteigen, es kann, wie kein anderer Beruf, der Begabung zum festen Boden und zum Ausgangspunkt werden; aber es bleibt unverrückbar im Mittelpunkt der sozialen Ordnung. Es ist in sich reich gegliedert, steuert aber zugleich einer zersplitternden Spezialisierung. Kein Staatsbürger berührt so ungezwungen nach allen Seiten das Ganze der Gesellschaft wie der Handwerker.

Karl Scheffler